

Zeitschrift: Zeitschrift des Schweizerischen Gartenbauvereins : illustrirter Monatsbericht für practische Gärtnerei

Herausgeber: Schweizerischer Gartenbauverein

Band: 1 (1881)

Heft: [5]

Artikel: Erinnerungen eines Plantagen-Aufsehers in Westindien. Teil III, Sonntag

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-349528>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

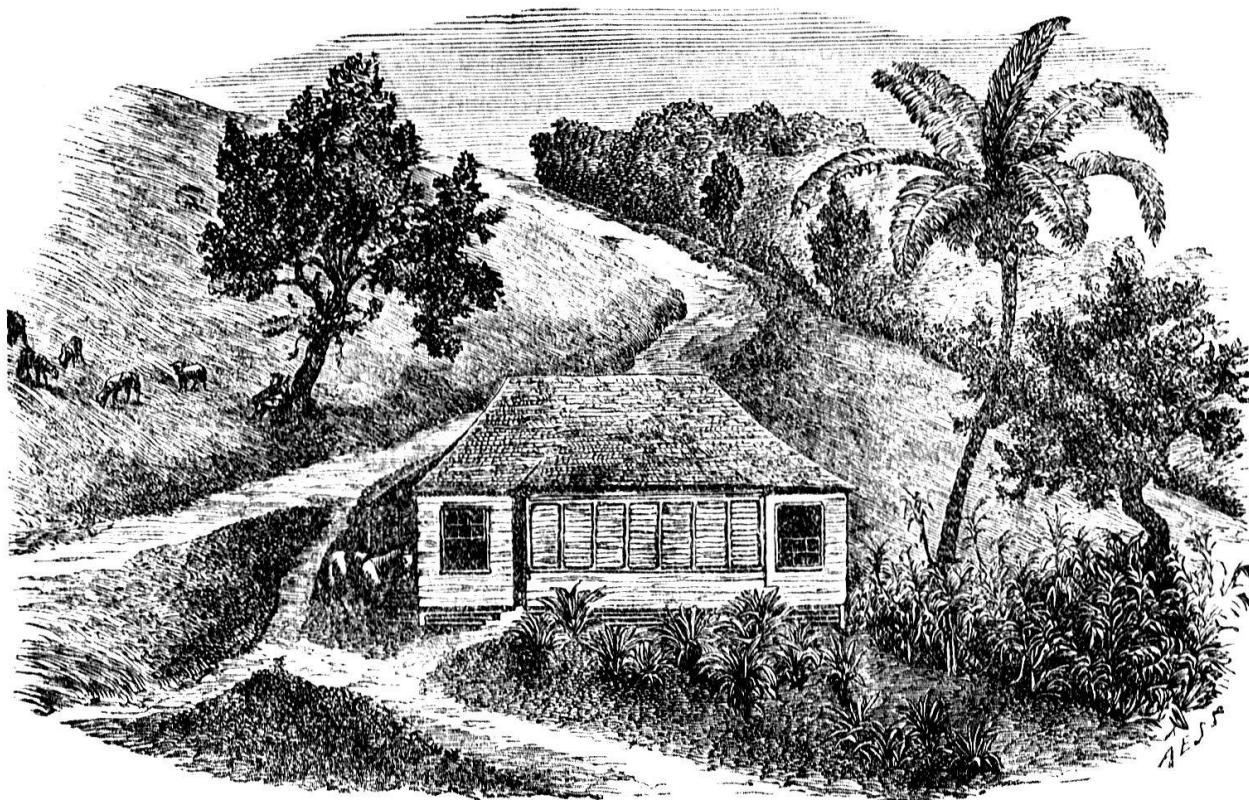
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erinnerungen eines Plantagen-Aufsehers in Westindien.

III. Sonntag.



Haus eines Plantagenaufsehers in Westindien.

Während am wolkenlosen Himmel in voller Pracht die Tropensonne aufsteigt, gebe ich mich — am frühen Morgen unter der alten Cocospalme neben unserem Häuschen sitzend — dem ungestörten Genuss der Sonntagsruhe hin, welche so wohlthätig vom rastlosen Treiben der Wochentage absticht. Keine Rauchwolke entsteigt heute dem hohen Kamin der Zuckersiederei; das rasselnde Getriebe des Mühlwerks und der grelle Pfiff des Dampfkessels sind verstummt. Tiefe Stille herrscht überall und nur hie und da trägt der Seewind das dumpfe Rauschen des Meeres von der Küste her zu mir herüber. Seit einiger Zeit hat mir mein rücksichtsvoller

College in uneigennützigster Weise erlaubt, die Sonntagsgeschäfte allein zu übernehmen; nichts röhrt sich in seinem Zimmer, woher das melodische Geräusch energischen Schnarchens ertönt und mir deutlich beweist, dass der gute Mann entschlossen ist, den verlängerten Sonntagsschlaf nach Kräften zu geniessen. Des lieben Friedens halber gibt auch in Westindien immer der eine von beiden nach; ich sehe daher resignirt der Ankunft des Schlüsselbundes entgegen, den mir unser trefflicher Crosha heute hoch zu Ross überbringt: um den Sonntag möglichst auszuzeichnen, ist es nämlich althergebrachte Sitte, dem Aufseher an diesem Tage das Pferd

oder Maulthier vor's Haus zu bringen, um ihn der Mühe eines Ganges nach den Werken zu entheben. Unser alter aber kräftiger Pony ist aussersehen, heute als Reitpferd zu dienen; seine Schattenseite besteht in einem Mark und Bein erschüttern den Trab, seine Hauptleistung in einem ganz brillanten Galopp, wofür ihm heute Gelegenheit geboten werden soll. Gemächlich wird der Weg nach den Werken zurückgelegt; die Ställe sind aufgeschlossen und während der alte Viehtreiber mit seinen Trabanten die Herde zur Weide führt, verschafft sich der Aufseher den ersten Sonntagsgenuss in Gestalt eines faustgrossen, frisch aus dem Fasse geholten Zuckerklumpens, der in Westindien, wo vom Herrn der Schöpfung an bis auf die Haustiere hinab Zucker als Nahrungsmittel dient, oft mit Erfolg ein Stück Brod ersetzt.

Jeden Sonntag Morgen werden die Maulthiere, bevor sie auf die Weide kommen, zur Schwemme an's Meer getrieben; die einzige Arbeit, wofür sich unter den Negern Freiwillige finden, die für einen Topf Zuckersyrup und mit der Aussicht auf einen rasenden Galopp (für den unsere Leute schwärmen) gerne die kleine Mühe übernehmen. Während ich an der Stallthüre Wache halte, klettern die 3 Auserwählten über die Barriere, um ihre Reitthiere zu zäumen; Sattel oder Decke gilt als unnöthiger Luxus. «Fertig!» ruft Einer, «Los!» der Aufseher, — mit einem Satze sitzen die Kerle oben und durch das weit geöffnete Thor

stürmt die ganze Maulthierbande hinaus und auf der breiten Strasse dem Meere zu. Hundertmal mag der Aufseher langsames Reiten befehlen, um die Thiere nicht in Schweiß zu bringen; irgend eine rechts oder links in die Felder abspringende «Mary» oder «Victoria» gibt den erwünschten Anlass, Lärm zu machen und durch Peitschenknallen und Zurufen angetrieben, braust die Schaar dahin, dass der Boden erzittert und der Staub weithin aufwirbelt.

Freudestrahlend mit hoch geschwungener Peitsche jagen meine Jungen nach und es bleibt für den begleitenden Aufseher nichts übrig, als sich (gestehen wir es offen — mit geheinem Vergnügen) der Hetzjagd anzuschliessen. Es braucht nicht viel, um meinen kleinen Hengst in andere Gangart zu bringen; schnell wird der Hut fest angedrückt, ein Ruck am Zügel — ein halblauter Zuruf und dahin fliegt der Pony, als gälte es Leben oder Tod. Wie im Sturmwind geht's durch die Palmenallee und erst in der Bucht bei der Hütte des Strandwächters macht das wilde Heer Halt, wo sich die Maulthiere mit Hochgenuss im Sande wälzen, während meine drei Centauren — jeder auf einem Fasse stehend — Badetoilette machen, indem sie sich mit classischer Unbefangenheit ihrer phantastisch zerfetzten Kleider entledigen. Dann geht's unter lautem Zuruf hinter der Herde her in's Wasser und zwar so weit, bis die Thiere zu schwimmen anfangen. Nachdem die ganze Gesellschaft tüchtig hin- und

hergetrieben und von der Brandung bearbeitet ist, verschwinden die drei Jungen gleichzeitig vom Rücken ihrer Maulthiere, indem sie sich kopfüber in's Wasser stürzen, um auch ihrerseits das Vergnügen des Wellenbades zu geniessen. Darauf kehren Menschen und Vieh wieder zum Strande zurück, wo ich als Passivmitglied zugesehen habe. Der Hauptspass besteht nun darin, dass sich die Thiere nach allen Seiten hin in die Felder verlaufen, während meine durchtriebenen Jungen absichtlich mit verzweifelter Langsamkeit ihre Lumpen wieder anziehen, um die kommende Hetze zu einer recht genussreichen zu machen. Peitschenknallen, Rufen und Jauchzen leiten die allgemeine Verwirrung ein, die ihren Höhepunkt erreicht, als die endlich wieder zusammengetriebene Herde in rasender Flucht nach den Ställen zurückstürmt.

Alle Vorsicht vergessend, überlässt sich auch der Aufseher dem Rennvergnügen; der Galopp wird in zweiter wo möglich verbesserter Auflage ausgeführt und im Augenblick sind die Ställe wieder erreicht. Die Austheilung des Syrups an meine Helfer bildet das Schlusstableau dieser Leistung, die zu den angenehmsten der Woche gehört.

Unterdessen hat sich auch mein Gefährte — mit Waschtuch und Seife versehen — eingefunden; wir trinken unsren Morgencoffee und machen uns auf den Weg nach dem Badeplatz, einer wunderschön unter grossen Bäumen versteckt gelegenen Stelle, wo der Bach eine starke

Biegung macht und ein natürliches Bassin bildet. Stromaufwärts reitend folgen wir dem dicht mit Gebüsch umsäumten Bachbette; an hohem Ufergras und üppigen Heliconienbüschchen vorbei, die mit dichten Bambusengruppen abwechseln, kommen wir zur Stelle, wo wir die Pferde anbinden und auf einem hübschen Kiesplatze die Kleider ablegen. Ein idyllisches Plätzchen lässt sich nicht denken. Ueber uns wölben sich in eleganten Bogen die dunkelgrünen Blätter einer riesigen Grou-grou-Palme, deren kugelige Früchte überall den Boden bedecken; dicht daneben steht ein wilder Brodfruchtbau (breadnut-tree der Neger) mit seinen schöngeformten, 2 Fuss grossen Blättern und runden hellgrünen Früchten. Das gegenüber liegende Bachufer bildet einen dichten bis an den Wasserspiegel reichenden Selaginellen-Teppich, aus welchem sich die nickenden Wedel der Farnkräuter erheben; an einer sandigen Stelle wachsen in üppiger Fülle die verschiedensten krautartigen Pflanzen, einige Schritte weiter eine niedrige Carludovica mit 2theilig gespaltenen Blättern und an allen Stämmen klettern die buntblättrigen Ranken einer Smilax-Art in die Höhe. Von den Baumgipfeln herab tönt das eigenthümliche Summen der Cicaden und schönfarbige Colibris schwirren über dem Wasserspiegel, bald fast unbeweglich in der Luft sich haltend, bald in blitzschnellem Fluge verschwindend, um plötzlich wieder an einer anderen Stelle aus dem Waldesdunkel auf-

zutauchen. Dazu das leise Rauschen des Wassers, das in melodischem Tonfall sich den Weg über die moosbewachsenen Steine bahnt und der tiefblaue, zwischen den Baumkronen durchschimmernde Himmel — ich kann mich nur mit Mühe vom Anblick dieses anmuthigen Stilllebens losreissen, als mein Geführte, der ganz geschäftsmässig sein Bad abgemacht hat, zum Aufbruch drängt.

Auf dem Heimwege kommen wir bei mehreren Hütten vorbei, die auf dem Grund und Boden einer vom Besitzer verlassenen Plantage stehen und von freien schwarzen Ansiedlern (squatters) bewohnt werden. Diese Leute anerkennen keinen Herrn und arbeiten daher selten für einen Plantagenbesitzer; sie cultiviren ein kleines urbar gemachtes Stück Laud, dessen Ertrag ihren Bedürfnissen genügt und erwerben sich hie und da ein Stück Geld durch Verkauf ihrer Producte oder durch kleine gelegentliche Dienstleistungen für den Capitain eines in der Bucht ankernden Schiffes.

Beschattet von mächtigen Mango-Bäumen, die voller Früchte hängen, verschwinden die kleinen Häuschen beinahe im Waldesdickicht, das sie von allen Seiten umgibt. In der Nähe kommen wir zu einem der kleinen Feldstücke oder Gemüsegärten, wo in buntem Durcheinander Alles gezogen wird, was der squatter für seinen Unterhalt bedarf. Den Hauptbestandtheil bildet eine kleine Pflanzung der unentbehrlichen «Plantains» (*Musa paradisiaca* L.), deren roh ungeniessbare Früchte ge-

sotten oder geröstet ein Hauptnahrungsmittel der Neger liefern; zwischen den hochaufschiessenden Pflanzen mit ihren riesigen Blättern und schweren hängenden Fruchtbüschen steht hier und da die verwandte Banane, deren fein aromatischen Früchten ich unter allen Producten der tropischen Pflanzenwelt den Vorzug gebe. Dazwischen wächst eine rothblühende Canna-Art (in Westindien *Tous-les-Mois* und von den Negern *Tulema* genannt); die stärkemehlhaltigen Wurzelknollen werden in der Suppe gekocht. Vorn am Weg stehen niedrige «Ginger»-Pflanzen, (*Zingiber officinale* Rose.), deren unterirdischer Stamm den Ingwer liefert und die Arrowroot erzeugende *Maranta arundinacea* L., eine niedrige Art mit einfarbigen grünen Blättern. Eine prächtige *Colocasia*-Art, deren schöngeformte Blätter durch dunkle Blattstiele getragen werden, liefert ebenfalls nahrhafte Wurzelknollen, die feinblättrige *Jatropha Manihot* L. in ihren Wurzeln das geschätzte Cassava-Mehl und der gelbblühende strauchartige *Cajanus indicus* Spr. die bekannte Taubenerbse (Pigeon-pea). Einige Dutzend *Ananas*-pflanzen mit goldgelben, fein duftenden Früchten sind ebenfalls vertreten; auf dem Boden kriechen nach allen Seiten die Ranken der Bataten (*Batatas edulis* Chois.) oder «süssen Kartoffeln» und Yams (*Dioscorea*), deren Erscheinen auf unserm Mittagstische mich immer mit Schrecken erfüllt. Im Hintergrund stehen einige Caffee- und Cacao-bäume, die auf der Insel leider nur

zu wenig gezogen werden. Ein kleines Rohrfeld, gegen Diebe geschützt durch einen ebenso naiven als phantastischen Obeah oder afrikanischen Zauber in Gestalt eines auf einen Pfahl gesteckten von der Sonne schneeweiss gebleichten Kuhschädel bildet die Grenze des kleinen Besitzthums. — Es ist schon bedeutend lebhafter geworden im Negerdorfe, als wir auf dem Heimwege durchreiten; die grosse Metamorphose, die aus den zerlumpten Negern und Negerinnen der Woche elegant gekleidete Sonntags-Herren und Damen macht, hat sich vollzogen. In Lackstiefeln und tadellos weissen oder schwarzen Anzügen erscheinen die Männer; das nach Floridawasser duftende weisse Taschentuch guckt coquett aus der Brusttasche und der Wollkopf verbirgt sich unter dem ordonnanzmässigen Cylinder. Die Frauen und Mädchen in weissen oder bunt gedruckten ausgeschnittenen Kleidern mit Mousselinüberwurf, Federhut

und Schuhen sind kaum mehr zu erkennen, wenn sie mit Fächer und Gesangbuch uns auf dem Wege zur Kirche oder Capelle begegnen und ihr langgedehntes unnachahmliches: «good morning, Sir!» klingt heute ganz anders als gestern. Unter solchen Umständen fühlen auch wir uns moralisch gezwungen, an die Sountagstoilette zu denken und nach einer Viertelstunde erscheinen die beiden Aufseher ebenfalls im obliquatorischen weissen Anzug. Mein Gefährte verbringt die Zeit bis zum Frühstück mit Pfeife und Zeitung und ich setze mich im Freien unter einen schattigen Baum, um die Zeichnung zu entwerfen, welche — von Freundeshand ausgeführt und im Holzschnitte wiedergegeben — den Lesern der Zeitschrift die Beschreibung vom Heim eines westindischen Aufsehers illustrieren soll, welche ich im ersten Theile meiner Notizen zu geben versucht habe.

(Fortsetzung folgt.)

Einige für den Winterflor werthvolle Gewächshauspflanzen.

b. *Poinsettia pulcherrima plenissima.*

Diese von James Veitch & Son in Chelsea im Frühling 1876 in den Handel gebrachte Euphorbiacee wurde von B. Roezl in der Gegend von Kolima in Mexiko bei einem Indianer in Blüthe entdeckt, welcher die Pflanze neben seiner Hütte pflegte.

Wie aus Roezl's Erzählung, welche er uns bei Gelegenheit eines seiner Besuche mittheilte, zu ersehen war,

diente diese Pflanze dem Indianer als Einnahmequelle, indem er die Blumenbüschel als Schmuck der Altäre und Madonnenbilder der Umgegend verkaufte und daher schwer dazu zu bringen war, sich dieses sich gut verzinsenden Besitzthums zu entäussern. Der Indianer hatte diese Varietät der längst aus Mexiko in unsere Kulturen eingeführten *Poinsettia pulcherrima* irgendwo in der Wildniss entdeckt, Zweige davon nach Hause genommen